

Elisabeth Leonskaja

Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank.

Diesen Monat präsentiert die Pianistin Elisabeth Leonskaja drei Lieblingsaufnahmen.

Elisabeth Leonskaja, geboren 1945 im georgischen Tiflis, wurde bekannt als Duopartnerin von Swjatoslaw Richter. Bei ihr finden russische Schule und Wiener Charme zusammen – seit 1978 lebt sie in Wien. Ihr Schubert-Spiel kann als zurzeit unübertroffen gelten, wie ein neues Set mit „späten Sonaten“ zeigt (4 CDs und DVD beim Label EASonus). Privat hört sie nicht viele Aufnahmen – am wenigsten eigene. Doch allein die Frage, welche Richter-CD sie aus seinem riesigen Vermächtnis auswählen würde, ist die Einladung zum Plattenolymp wert. Die Antwort kommt ohne jedes Zögern.

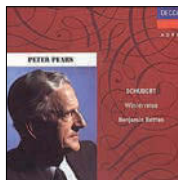


Foto: Julia Wesely



Ganz klar: die „Humoreske“ von Robert Schumann. Besser geht's nicht, das ist halt so! Richters Geheimnis bei Schubert bestand ja

darin, dass er einen unnachahmlich weichen Ton hatte – ohne die Werke zu verweichlichen. Das nützt ihm auch bei Schumann, selbst wenn er für diesen einen ganz eigenen Ton gefunden hat. Richter war sehr belesen. Literatur war für ihn überaus wichtig. Denn er meinte – und ich meine es auch: Jedes Wort, jeder Gedanke verändert uns, auch im Spiel. Richter kannte Proust in- und auswendig. Mein literarischer Held wäre – außer Goethe und Thomas Mann – zum Beispiel José Saramago, etwa mit seinem Roman „Eine Zeit ohne Tod“. Auch die russische Lyrik bedeutet mir viel: Anna Achmatowa und Marina Zwetajewa, so verschieden sie auch sind. Übrigens: Richter war nicht ehrgeizig. Außer wenn es darum ging, gut zu spielen. Ich bin es auch nicht. Und es hätte auch keinen Sinn: Richter ist immer hundertfünfzig Mal besser. Wir sind alle seine Schüler.



ten gemeinsam aufgenommen haben. Ich will aber für ein bisschen Abwechslung sorgen. Also sagen wir: die „Winterreise“, bei der Britten den Tenor (und Freund) Peter Pears begleitete. Der Begleiter ist fast besser als der Sänger. Aber der ist auch fantastisch. Leider habe ich Britten nie persönlich kennengelernt. Stattdessen bin ich einmal Dietrich Fischer-Dieskau in St. Petersburg begegnet, wo er mit Richter Lieder von Hugo Wolf aufführte. Plötzlich stand Kurt Masur in der Garderobe. Fischer-Dieskau gratulierte ihm zum Fünfzigsten, worauf Masur antwortete: „Du hast doch auch Geburtstag gehabt!“ – „Das ist schon zwei Jahre her, so weit schaue ich nicht gern zurück“, sagte Fischer-Dieskau, um hinzuzufügen: „Und das Leben ist nicht leichter geworden seit damals!“ Inzwischen habe ich festgestellt, wie recht er hatte.

Jetzt könnte ich sogleich Mozarts Sonate für zwei Klaviere KV 448 hinzufügen – und das Duett KV 521, die Richter und Benjamin Brit-



waren maßstabsetzend gemeint. Allerdings sagte Mravinsky stets: „Man kann nichts definitiv festlegen! Man kann höchstens überzeugen.“ Nun gut, dann überzeugt es mich eben. Man findet heute viel seltener gute, glaubhafte Tschaikowsky-Interpretationen als in meiner Jugend. Warum? Man nimmt ihn zu virtuos! Der Klang der Aufführung seiner Sinfonien ist zu fett. Bei Tschaikowsky muss man bedenken – und bei Mravinsky hört man es –, dass sein Pathos tragisch gemeint war. Er muss kalt klingen, wenn er pathetisch wird. Nicht warm. Gemeint ist schließlich: der Tod. Tschaikowsky, mit anderen Worten, wird heute zu oft mit Brahms verwechselt. Mravinsky tut das nicht!